

Christoph W. Bauer

supersonic

logbuch einer reise ins verschwinden

I

lets go dann ein basslauf herzschattdumfer
alarm im sog der gitarren eine stimme nicht
deine in nomadischen schleifen die wände
entlang schrauben riffe sich ohrwärts auf
und davon marschieren akkorde durch
arme brust kinn einem gestern aus dem
gesicht geschnitten austariert und ab
gemessen als morgen wie er im reise
pass steht besondere kennzeichen keine

II

keine korrekturfahnen mehr sind die worte
erst broschiert in der firnis der augen nicht
mehr konvertierbar apern unter den lidern
schlafgeschriebene folianten in geerdeten
sätzen wächst gras über die wimpern land
striche und orte roulieren die iris im casino
der bilder werden karten neu vermessen
in pupillenschwarzem plastilin gerollt zu
globen keine einsätze mehr rien ne va plus

Verschwinden, Abwesenheit, Unaussprechlichkeit. Christoph W. Bauer hat ein großes Gedicht vom Tod geschrieben: 1 Gedicht in 70 Gedichten, das Logbuch einer Reise, die einsetzt in der Lust am Unterwegssein, an Zerstreung, eine Reise vor allem in Zügen, die schon bald, im Windschatten der griechischen Mythologie, auch in die Unterwelt führt. Dem Stillstand aber verweigert sich Bauers Fahrtenkatalog, der keinen Anfang und kein Ende kennt, und wird so zum Anschreiben gegen die Ausweglosigkeit des linearen Schienenstrangs. Als wollte das jeweils letzte Wort eines Textes genau das Gegenteil von Ende ankünden, wird es zum Einleitungswort des folgenden Gedichts, wird das abschließende „lets go“ zur Schwelle für den Neubeginn.

supersonic ist ein in sich kreisender Zyklus von permanenter Gegenwart. Und im Rückgriff auf literarische Traditionen, deren Handwerk und Motive er souverän beherrscht, schafft Christoph W. Bauer Gedächtnislandschaften, „ein land in unsichtbaren atlanten“.

Christoph W. Bauer, geboren 1968 in Kolbnitz/Kärnten, lebt als Schriftsteller in Innsbruck. Redakteur der Zeitschrift *Wagnis*. Er veröffentlichte die Gedichtbände *wege verzweigt* (1999), *die mobilität des wassers müsste man mieten können* (2001), *fontanalia.fragmente* (2003) und den Roman *Aufstommen*

(2004). Auszeichnungen: Reinhard-Priessnitz-Preis 2001, Publikumspreis beim Ingeborg-Bachmann-Preis 2002 u.a.

Christoph W. Bauer, *supersonic*. logbuch einer reise ins verschwinden
Originalausgabe
140 Seiten, Hardcover, fadengeheftet, mit Lesebändchen
ISBN 3-902113-39-1 € 18,50 / sfr 31,80

Pressespiegel

Supersonic

Der Lyriker Christoph W. Bauer ist ein belesener Zeitgenosse. Er kennt die Traditionen der Moderne, ist vertraut mit den Klassikern und spielt mit ihnen in seiner Lyrik. Kein Gedicht steht für sich allein, es eröffnet einen Anspielungsraum, der ihm Tiefe verschafft. Der Ton gibt den Grundton an in diesem Band, in dem Bauer tradierte Jenseitsbilder aufgreift, um sie nach der „Aufhebung des Monopols der Religionen“ in die Gegenwart zu retten, wo sie ein sperriges, ungeliebtes Dasein fristen.

Anton Thuswaldner, Salzburger Nachrichten, Februar 2006

Fährtsensucher, Tiefseetaucher, Wortvagant.

Drei Behauptungen zu Christoph W. Bauer

Fährtsensucher: Es gebe im Grunde keine Gegenwart, ist eine der Behauptungen zur menschlichen Wahrnehmung. Was wir für Jetzt halten, sei in Wahrheit ein Damals: denn bis wir etwas Erlebtes in Begriffe fassen können, ist es ja schon – wenn auch nur um den Hauch der Zeit – vorbei. So seien wir letztlich Lebende im Schnittpunkt der Rückschau ins Gestern und der Vorschau ins Morgen. Dazwischen liege der flüchtige Graubereich dessen, was wir als „Gegenwart“ behaupten.

Eigentlich eine hoffnungslose Konstellation: Die Gegenwart eine bloße Illusion, und wehe dem, der daraus erwacht. Hinter uns das Entschwundene, und vor uns das, was noch gar nicht ist. Leben wir also überhaupt, wenn wir nur in der Fiktion existieren?

Leben wir im Nichts?

Poesie vermag – wie auch andere Künste – dieses Nichts zu einem Sein zu machen: Erfundenes hat keine Zeit, Geschriebenes bleibt geschrieben, es kann – im Weiterdenken der Geschichte – ein Morgen sein.

Und jetzt die Behauptung: Christoph W. Bauer sucht Fährten in dieser Zeitenwirrnis, und sie führen ihn auch zu jenen Spuren, die die Literatur mit ihren Mythen, ihrem Möglichkeitssinn, ihren Traumgebilden vor ihm hingezogen hat – über Jahrhunderte hinweg. Freilich: Bauer begnügt sich nicht damit, in diesen Spuren einherzustapfen. Sie geben ihm Aussicht. Er kennt das Gelände, in dem sie verlaufen, aber er geht, ein Fährtensucher des Jetzt, seinen eigenen Weg. Und damit sind wir bei der zweiten Behauptung:

II

Tiefseetaucher: Der Weg, der gerade beschrieben wurde – dieser Weg besteht möglicherweise aus dem Wort. Wohin führt er? Über das Vergessen hinweg? Ist das Schreiben also eine Brücke über den Styx, dieses Gewässer des Vergessens? Der Poet einer, der über diese Brücke gehen und zurückkehren kann? Ich glaube schon.

Christoph W. Bauer jedenfalls bewegt sich auf dieser Brücke, er kann von hier aus schöpfen aus dem Gewässer, er kann von dort aus aber auch hinuntertauchen, und was er hervorbringt, sind Sprache und Sätze. Er selbst formuliert das weit sachlicher, wenn er im „Logbuch einer Reise ins Verschwinden“ behauptet: „Was dem einen Religion ist, nennt ein anderer mythologischen Hokuspokus, ein Dritter wiederum Literatur. Unterm Strich bleibt: ein Machwerk der Sprache“.

Da ist Bauer zu widersprechen: Ein Machwerk sind seine Texte ganz und gar nicht, zu tief taucht er für das, was er über die Oberfläche hinaufreicht: Poesie, eigenwillig gefärbt, Poesie, die zu Lande, zur Luft und im Wasser gleichermaßen existiert. Aber Halt: Bauer ist auch Recht zu geben, denn das Wort „Poesie“ bedeutet ja, wie er anfügt, in seinem ursprünglichen Sinn „Herstellen, Fertigen“. Aber das ist mir etwas zu prosaisch, das Bild vom Musenkuss ist allzu schön.

III

Wortvagant: Küsse bedeuten nicht selten Abschied, und Bauers Schreiben ist auch ein Weggehen, ein Seinen-Weg-Gehen: In seinen Büchern ist er weitergegangen. Er hat sich auch abenteuerlustig ins Gebüsch geschlagen, etwa, wenn er sich mit Guido Cavalcanti befasste, einem Freund Dantes, der selbst stilbildend wirkte, ins Exil ging, zurückkehrte, verbannt wurde und bei seiner neuerlichen Rückreise starb. Ein Vagant also auch.

Bauer ist natürlich auch ein Spieler – auch ein Wesenszug des Vaganten, der das Wort Vagantentum immer etwas anrühlich sein ließ. Denn fahrendes Volk, es sammelt im Dahinfahren ja ein deutlich Mehr an Erfahrungen, und das mag Vielen suspekt sein. Aber welchen Reiz das Spielen hat! Entdeckung des Neuen, Verändern des Bisherigen, ein Spiel der Möglichkeiten, aus dem Poesie Wirklichkeit macht. Und darin – wie Bauer – nicht vergisst, dass es Stehenbleiben im vermeintlichen Jetzt nicht gibt. Wohl auch deshalb hat er seinem neuen Buch „supersonic“ einen Satz aus den Bekenntnissen des Augustinus vorangestellt: „Und nirgends ein Ort, wir gehen fort, wir kommen her, und nirgends ein Ort.“

Martin Sailer, ORF, Juni 2006

„trecks tricks und tropen“ - mit dem „Metamorphosenexpress“ ins Jenseits

„Der Tod ist das Ass im Ärmel des Vergessens und allgegenwärtig.“ Die Gegenspieler? Mythos, Religion, Literatur. Ihre Trümpfe: das Erinnern in und durch Sprache. Ein ungleiches Blatt. Ein Spiel um Leben und Tod, das nicht zu gewinnen ist und das trotzdem unermüdlich weitergespielt wird; von Beginn jeder menschlichen Kultur an bis heute. Genauso versuchen Dichter sich seit Odysseus' Reise in die Unterwelt als Grenzgänger des Todes, um das Jenseits als Gedächtnislandschaft zu erkunden. Mit seinem „logbuch einer reise ins verschwinden“ knüpft Christoph W. Bauer an die lange Tradition der „literarischen Nutzniesser des Todes“ an, greift die Topoi rund um das Jenseits auf, bewegt sich als „Trittbrettfahrer“ auf vorgefundenen Spuren, um mit seinen Gedichten doch immer wieder schrittweise darüber hinaus seine eigenen Wege zu finden. Im bescheidenen Selbstverständnis eines Poeten, der sich im Sinne des griechischen poiein (herstellen, anfertigen) vor allem als Handwerker versteht, versucht er sich in seinem Gedichtband „supersonic“ an einer modernen „Ars Moriendi“. Einer Kunst des Sterbens, aus der er, wie der Lyriker Guido Cavalcanti, sein Leben zu schöpfen hofft. In der Hoffnung auf die Macht einer Literatur, die zwar keine „Reanimation im Orkus“ erlaubt, aber Vergessen und Tod ihr utopisches „trotzdem“ gegenüber zu stellen vermag: denn „was in Sprache weiterlebt, beatmet noch heute das Erinnern“.

Von diesem Punkt aus beginnt der Autor seine Reise, besteigt auf den Spuren Ovids den „Metamorphosenexpress“ und bewegt sich – „sprechblasen volle kraft voraus“ - mit supersonic-Überschallgeschwindigkeit in die Unterwelt. „lets go“ spricht sich der lyrische Sprecher zum Auftakt seiner Fahrt in das Reich der Toten noch einmal Mut zu, bevor ihn ein „basslauf herzschlagdumper / alarm im sog der gitarren eine stimme nicht / deine in nomadischen schleifen“ ins Land des Vergessens zieht. Von da an gibt das herzschlagschnelle Metrum der Bauerschen Verse den ruhelosen Rhythmus vor. Der Autor treibt den Leser in einem mit Songzeilen gespickten Lyrik-Rap rastlos über fließende Enjambements von Vers zu Vers. Verstärkt wird der poetische Beat durch konsequente Kleinschreibung, Aussparen jeglicher Interpunktion und das systematische Einstreuen von englischen Songzeilen und musikalischen Zitaten. Wie beim „einrasten der / nadel im ohr refrainreste you are the one“ entsteht ein charakteristischer Sound, der den Leser schnell hinein- und von Gedicht zu Gedicht weiterzieht. Ein atemloser Übergang von Text zu Text, bei dem das Einleitungswort des Folgegedichts durch Wiederholung des jeweils letzten Wortes des vorangegangenen Gedichts immer den Takt aufgreift.

Diese durchgängige mitreißende Rhythmisierung der Texte ist die große Stärke der Gedichte Christoph W. Bauers. In Kombination mit überraschenden Neologismen und bis dahin noch nicht gehörten Metaphern entstehen klangvolle sinnliche Sprechbilder, die immer wieder neu zu verblüffen vermögen. Zumal, da sich durch die spezifische Verunklärung der grammatischen Bezüge zahlreiche parallele Sinnvalenzen öffnen, die wie der Rhythmus die Phantasie des Lesers immer in Bewegung halten und seine Imagination nie zur Ruhe kommen lassen: „lichtwirbelsequenzen“ im Kopf. Kontrapunktisch zum ruhelosen Takt der Verse konstruiert Bauer seine exakt siebzig Gedichte plus angehängtem Essay nach einer klaren, innerhalb von zehn Zyklen durchgängig einheitlich strukturierten äußeren Form.

Nach dem Auftakt „lets go“ nimmt Bauer den Leser in „aprikosen“ mit auf einen Trip ins Alter. Bis hin an die Grenzen des Bewusstseins, dort „anderswo aufgewacht begreifst du / nicht gleich wer dich / spricht und stehst vor einem / problem beim anziehen deiner hände“. Der Zeitreise folgt im Zyklus „estrella“ eine Reise durch den Raum. Mit dem „southern express“, der „transsib“, dem „tren a las nubes“ oder der „estrella del norte“ geht es vom Hindukusch nach Buenos Aires, durch den Indian Pacific über den Golf von Mexiko, vorbei al El Paso nach Nowosibirsk. Nach irdischen „trecks tricks und tropen“ startet Bauer sein lyrisches „apolloprogramm“, um sich dann ansatzlos mit poetischen „lichtgeschwader“ in die „regenherde“ literarischer Traditionen zurückzukatapultieren. Frei nach Rilkes „Panther“ entdeckt er „hinter allen / stäben eine welt exotischer akkorde“, bevor er sich im nächsten Zyklus „pneuma“ auf die Suche nach dem verlorenen Lebensprinzip, der Seele, dem

göttlichen Atem macht. Mit den „aeronauten“, den Luftschiffen, die den Menschheitstraum vom Fliegen leben, saust der lyrische Sprecher einem „himmel entgegen in den / spurrinnen der aeroplane denen ein / ziel nicht anzusehen war“. Den formalen Höhepunkt bildet der sprachreflexive Zyklus „finis terrae“ mit seinen traditionsstreng gereimten Sonetten. Nicht zufällig wählt Bauer das Sonett, die Gedichtform des todesschwangeren Barock.

Gegen die Allgewalt des Todes kann der Dichter nur „am handwerk des scheiterns geschulte zeilen“ hervorbringen: „zeilen über zeilen ins pergament geplagt / immer im wissen es ist so vergebens (...) / nur ein akt der verweigerung des lebens // und zugleich ein ansturm gegen das ende“. Ein vergebliches Aufbäumen der Sprache ähnlich dem Totenkampf in der Intensivstation im vorletzten Zyklus, der mit „kreislaufatemstillstand reanimation / im alptraukinostakkato (...) wegtreten und schuss (...) / und filmriss / NACA sieben exitus“ endet. Der finale Exitus, der endgültige Schluss, nach dem auch die gelungensten Verse „dir die zeit nicht mehr umkehren“ können.

Aber „exitus ist kein guter anfang“. Und wie hieß es gleich zum Auftakt dieses lyrischen Trips durch Zeit und Raum, in den Körper und das Bewusstsein, über Technik und Natur in die Geschichte tief zurück und mit der Sprache weit nach vorn: „uferlos kann nicht sein was zurückkehrt“? In diesem Sinne kann das Ende nur ein neuer Anfang sein. Der Beginn eines neuen „Logbuchs“ der nächsten Reise des literarischen Trittbrettfahrers Christoph W. Bauer. Kein Schluss also, sondern „alarm eine stimme nicht meine lets go“.

Michaela Schmitz, Literturhaus, Juni 2006

Sprachreise

Verfolgt man die Rezensionen zu den Werken von Christoph W. Bauer, so steigerten sie sich seit seinem Debut („wege verzweigt“, Gedichte, 1999) vom „bemerkenswerten Newcomer“ bis zum „bedeutendsten Hoffnungsträger der jüngeren österreichischen Literatur“ („aufstommen“, Roman, 2004). Und sein neuer Gedichtband „supersonic“ zeigt, dass die Kritiker des inzwischen mehrfach ausgezeichneten Autors nicht falsch liegen. In 70 Gedichten als ein Gedicht begibt er sich auf eine (Eisenbahn-)Reise, die am Ende wieder zum Anfang kommt. „Let’s go“, heißt es am Beginn – eine programmatische Aufforderung, sich auf Bauers sensible Sprache einzulassen, die immer wieder zum nachdenklichen Zwischenstop einlädt. Anhalten, um in griechische Mythologie einzutauchen, oder einfach anhalten, um die Kunst der Sprache zu genießen.

Ah, Echo, Jänner 2005